

Abschiebung

1

Die Straße nach Cornbridge bettete sich kurvenreich in die hügelige Landschaft. Die Wälder rechts und links leuchteten überwiegend rot. Obwohl der Indian Summer seinen Höhepunkt bereits überschritten hatte, waren noch viele Touristen unterwegs. Am höchsten Punkt zwischen Bennington und Cornbridge stauten sich die Fahrzeuge, weil jeder dort oben einen Parkplatz suchte, um den hundert Meilen weit reichenden Ausblick über die Green Mountains zu genießen.

»Ein schöner Herbst«, sagte Michael.

Henry schreckte aus seinen Gedanken auf. »Nach fünfundsiebzig Jahren wird der Herbst zur Gewohnheit«, entgegnete er. »Herbst ist immer dann, wenn die Leute vermehrt nach Bildbänden fragen.«

Michael verstellte den Rückspiegel, als müsse er sich auf den Verkehr hinter ihm konzentrieren, so dass der Blickkontakt zu Henry abbrach. Henry war der Verzicht auf die Fortsetzung des Gespräches recht, heute gab es ohnehin kein Thema zwischen ihm und seinem Sohn, das nicht in Streit geendet hätte. So versank er in trübe Vorahnungen. Erst als Michael auf den Interstate 91 fuhr, kehrte er in die Gegenwart zurück. Michael nahm die nächste Ausfahrt, südlich von Cornbridge, und sie erreichten nach knapp fünf Meilen das Altenheim. STIFTUNG LONGFORD MANOR - RETIREMENT RESIDENCE verkündete das große Messingschild am Eingangstor.

Michael hielt auf dem Parkplatz neben dem Haus. Er stieg aus und lehnte sich an die offene Wagentür.

»Das Haus gefällt mir. Sie haben mit der Bezeichnung ›Altersresidenz‹ nicht übertrieben.«

»Was hast du erwartet?« fragte Henry, während er das linke

Bein auf den Boden stellte und sich an der Tür aus dem Wagen zog. »Dunkelroter Backstein und weiß gestrichene Fenster.« Er wollte jetzt bewusst ungerecht sein, nur so viel, um seinen Erbitterung loszuwerden. Zweifellos gehörte das Haus zu den neuenglischen Schmuckstücken. Im Erdgeschoss und Obergeschoss waren die Fenster mit Rundbögen und geviertelten Säulen eingerahmt, im mittleren Stockwerk wechselten runde Erker und viereckige Fenster mit angedeuteten Balkonen. Die zweiflügelige Eingangstür war mit bunten Glasscheiben besetzt und hatte wohl früher einen Treppenvorbau gehabt, der aber zugeschüttet worden war, um einen stufenlosen Zugang zu schaffen. Henry war sicher, das Haus schon in einem der Bildbände in der Buchhandlung gesehen zu haben. Zu Hunderten hatte er sie im Leben verkauft, und dieser Umstand ließ ihn zweifeln, ob er überhaupt noch etwas wiedererkennen konnte.

»Nun ja... Wenn du dich hier nicht wohl fühlst, ist dir nicht zu helfen.«

Henry brummte Unverständliches.

»War das jetzt Zustimmung oder Gesprächsverweigerung?«, fragte Michael. »Wie auch immer, es tut nichts zur Sache. Es ist nicht mehr zu ändern. Ich werde dich jetzt anmelden und du kannst einziehen.«

Wie auf ein Stichwort öffnete sich die Eingangstür und eine junge Frau kam heraus. Henry hatte zehn Meter Zeit, sie auf sich wirken zu lassen. Die offene Strickjacke über dem geblühten Kleid mit einigen Zentimetern zu viel Stoff bis zum Saum war ihm zu hausbacken, aber für das Gesicht mit dem gewellten schulterlangen Haar wäre er gerne ein halbes Leben jünger gewesen, um es in beide Hände zu nehmen.

Schwester Jessica begrüßte sie herzlich. Michael stotterte eine Erwiderung und fügte den Namen seines Vaters als Vorstellung hinzu. Vermutlich, dachte Henry bissig, hatte Michael krampfhaft auf das Namensschild auf ihrem Kleid geschaut und so

getan, als hätte er die auf den Busen zulaufenden Linien des Ausschnitts nicht verfolgt.

Jessica versprach, Tom wegen des Gepäcks zu schicken. Im gleichen Atemzug entschuldigte sie sich, Mrs. Owens brauche ihre Hilfe und sie wolle sie nicht warten lassen.

Auf dem Weg zur Tür drehte sich Jessica noch einmal um.

Quälend langsam vergingen Henry die Minuten, bis schließlich die Gepäckkarre zu hören war. Rumpelnd maß sie mit ihren Rädern die Unebenheiten des Weges aus. Ein junger Mann in einem karierten Baumwollhemd legte den Zeigefinger an die Schirmmütze der New England Patriots. Er trug ein Leatherman-Holster am Jeansgürtel – keine Frage, das musste Tom sein, der für die handfesten Arbeiten im Haus zuständig war.

»Mr. Bancroft!« Mit einem Griff stellte Tom die beiden Koffer auf die Karre. »Geh'n Sie mal ruhig vor zur Anmeldung«, sagte er, »ich bringe Ihnen die Sachen nach oben. Nummer zwölf. Emily hat mir schon Bescheid gegeben.«

Henry ging einfach los, aber Michael holte ihn mit wenigen Schritten ein.

»Ein Zimmer im ersten oder zweiten Stock wäre schön, mit Ausblick über den Park. Nummer zwölf, das könnte hinkommen. Was meinst Du?«

»Die Wälder um Bennington haben mir genügt. Und unser kleiner Garten auch.«

»Sei nicht kindisch. Ich kann nicht gleichzeitig für dich sorgen und Computer verkaufen.« Michael stemmte die Schulter gegen die Eingangstür. Leichtgängig schwang sie auf.

»Hoppla«, sagte Michael und ließ Henry eintreten. Das Haus erstrahlte auch innen im Glanz einer vergangenen Epoche: Marmorfußboden, hell verputzte Stuckwände und eine holzvertäfelte Decke mit Schnitzwerk, Wandleuchten in Messing, Topfpflanzen um Sesselgruppen. Nur das einfache schwarze Brett an der Wand neben der Tür mit der Aufschrift ›Verwal-

tung« störte. Inmitten einiger Aushänge leuchteten die Worte ›Cape Cod‹ von einem Plakat.

Aus der vorderen Sesselgruppe stemmte sich ein Mann auf die Beine und schob einen Farnwedel an die Seite. Er reichte einer zierlichen Frau die Hand, dann hob er den anderen Arm, als wolle er an einem Präriestop den nahenden Bus anhalten. Er stellte er sich als Daniel Lowe und seine Begleiterin als Amanda Smith vor. Amanda lächelte und grüßte mit einem altmodischen Kopfnicken.

»Sie wollen sich anmelden, nicht wahr?«

»Danke«, sagte Michael und wollte losgehen, aber der alte Mann redete weiter.

»Heute wird das Zimmer von Adam Hawkins neu belegt, habe ich von Emily – Mrs. Prentice – erfahren.«

Henry fand die namentliche Erwähnung von Adam Hawkins nicht besonders taktvoll. Vermutlich war Hawkins derjenige, der Platz für ihn gemacht hatte.

»Emily ist eine fürsorgliche Seele«, fuhr Daniel fort und tätschelte Amandas Hand. »Sie kümmert sich um unsere gelegentlichen kleinen Sorgen, wenn uns zum Beispiel ein behördliches Formular quält, oder hilft mit einer Briefmarke aus. Ganz zu schweigen von Jessica, Maryann und Clara, über die sich nur notorische Nörgler beklagen können.«

»Anscheinend haben wir es gut angetroffen«, sagte Michael.

»Und die Hausbewohner? Was ist mit ihnen?«, fragte Henry.

Michael sah ihn eindringlich an. »Wenn es bis heute keine Nörgler gibt – es soll dabei bleiben.«

»Darf ich dann meine Ankunft melden?«

»Die Formalitäten erledige ich«, entschied Michael.

Emily Prentice hakte sich bei Henry ein, während sie sich vorstellte und ihn bat, sie mit ihrem Vornamen anzureden.

»Ihr Zimmer liegt im ersten Stock, Mr. Bancroft. Nummer zwölft. So rüstig wie Sie sind, brauchen sie keinen Aufzug, nicht wahr? Pünktlich sind Sie auch. Eine Eigenschaft, die wir sehr schätzen – auf die Mr. Jefford, der Direktor, sehr viel Wert legt. Wir sind voll belegt, vierundzwanzig, Sie eingerechnet, da geht es nicht ohne Ordnung. Wenn hier jeder machen würde, was ihm in den Sinn käme ...« Emily fasste sich in einer Weise an den Kopf, die Henry als Chaos interpretierte. »Wie soll ich sonst vernünftig planen, sagt Mr. Jefford immer.«

Die plappernde Freundlichkeit verursachte Henry Unbehagen. Er sah keine andere Möglichkeit, als sich ihr durch Flucht in seine Gedankenwelt zu entziehen. Würde er hier leben können oder nur noch existieren? Nie hätte er sich vorgestellt, an einen Punkt anzulangen, an dem das, was seine restlichen Tage ausmachen würde, von der Antwort auf eine einzige Frage abhing.

»Frühstück gibt es von sieben Uhr bis neun und das Mittagessen ist um eins. Abendessen um sechs Uhr. Mehr Verpflichtungen haben Sie hier nicht. Ist das nicht wunderbar?«

Die Stimme klang bereits entfernter, weniger eindringlich. Sie werden sich bei uns wohl fühlen, vermisste er eine der üblichen Floskeln.

»Sie müssen sich um nichts mehr sorgen, das erledigen wir. Sie sollen sich einfach nur wohl fühlen.«

Wenn ich mich erst einmal eingelebt habe, dachte Henry.

»Eingewöhnungsschwierigkeiten sind normal. Sehr schnell lernen Sie die Vorzüge unseres Hauses schätzen. Die ärztliche Versorgung ist vorzüglich. Dr. Scullin kommt zweimal wöchentlich aus Cornbridge zu uns, montags und freitags, immer morgens um neun Uhr. In akuten Fällen – aber davon wollen wir

erst gar nicht reden. Mr. Jefford wird Sie später begrüßen, wenn er aus Cornbridge zurück ist.«

Henry verzog innerlich sein Gesicht zu einer Grimasse. Das Vorstellen und Begrüßen nahm kein Ende – Jessica, Tom, Daniel und Amanda, nicht zu vergessen Emily Plappermaul. Und etwa zwanzig weitere, auf deren Bekanntschaft er gerne verzichtet hätte. Hörbar atmete er auf dem ersten Treppenabsatz durch. Die besorgte Frage von Emily tat er mit einem kurzen ›Es geht schon‹ ab. Oben auf dem Gang holte er die Luft schon tief aus dem Bauch, es ging eben heute nicht und er hätte einen Schlaganfall auf der Treppe als Erlösung empfunden. In wenigen Sekunden würde sich in seinem Leben eine entscheidende Veränderung ergeben, eine seiner letzten, wenn nicht sogar die allerletzte. Hinter dieser Tür würde er einen Großteil der verbleibenden Zeit bis an sein Lebensende verbringen.

Emily griff in die Jackentasche und seufzte. »Herrje, ich habe den Zimmerschlüssel vergessen. Ich beeile mich.«

Schweigend warteten Henry und Michael auf ihre Rückkehr. Emilys Nachlässigkeit legte sich bedrückend auf Henrys Seele. Er konnte sich nicht erinnern, wann er in den letzten Jahren mehr als wenige Minuten mit Michael allein ohne Julie verbracht hatte. Julie war ihr Bindeglied geworden und schon ihre Anwesenheit genügte, um eine oberflächliche Harmonie zu erzeugen. Henry entkrampfte sich erst, als Emily mit wortreichen Entschuldigungen von der Treppe in den Flur einbog.

»Dies ist Ihr neues Zuhause, Mr. Bancroft«, erklärte sie und steckte den Schlüssel ins Schloss. Sie sah Henry erwartungsvoll an. »Es wird Ihnen ganz bestimmt gefallen.«

Ein typisches Hotelzimmer, dachte Henry im Eintreten, etwas geräumiger, das Badezimmer mit Toilette abgeteilt. Kein Heim, eine Nummer. Zwölf. Er überflog die Einrichtung: Ein breites Bett, zwei Sessel um einen kleinen runden Tisch, ein Einbauleiderschrank, eine Kommode mit Fernsehgerät. Über dem Bett

hing eine Lithographie, eine andere an der gegenüberliegenden Wand über dem Tischchen. Alles in dunkler Eiche, die schwer und beengend im Raum lag. Der gebrauchte Sarg des kürzlich verstorbenen Adam Hawkins.

Auf dem Gang öffnete sich schwungvoll die Aufzugtür und die Gepäckkarre wurde auf den Gang gestoßen. Tom griff mit der Hand aus dem Aufzug und fing die Tür ab, bevor sie gegen die Karre schlagen konnte.

»Ich lasse Sie jetzt allein, damit sie sich in Ruhe zurechtfinden können«, sagte Emily. Zum Abschied verschenkte sie ein mütterliches Lächeln.

Michael bedankte sich bei Tom mit einem Trinkgeld und schloss die Tür. »Ich hatte mir das Zimmer größer vorgestellt«, sagte er.

»Immerhin mehr als in den gewöhnlichen Pflegeheimen, in denen man nur das Bett und eine Hälfte des Schrankes sein eigen nennen darf.«

»Trotzdem, es bleibt ein Glücksfall, auch wenn ich deine Aufnahme mit einer Zuwendung von fünftausend Dollar beschleunigt habe. Du brauchst Menschen, die sich nicht nur stundenweise um dich kümmern. Ohne Julie wärst du im Haus nicht zurecht gekommen.«

Henry versuchte sich das Ausmaß an Verachtung in dem Wort *Zuwendung* vorzustellen. Wie die Dinge zwischen ihm und Michael standen, war von seinem Sohn eine schnelle und unkomplizierte Erledigung zu erwarten gewesen.

»Ich habe mich auf die telefonischen Angaben von Mr. Jefford verlassen«, fuhr Michael fort. »Unterm Strich hörte es sich akzeptabel an. Für Beschreibungen hat er wohl keine besondere Gabe. Hast du über die vornehme Halle und den ausgedehnten Park ein einziges Wort verloren? Sei also nicht ungerecht, du sollst schließlich nicht in diesem Zimmer eingesperrt werden. Soll ich dir beim Auspacken helfen?«

Henry trat an das Fenster und zog die Gardine ein Stück beiseite. »Danke, das ist nicht nötig«, sagte er. »Ich bin froh, wenn ich mich beschäftigen kann.«

»Was würdest du stattdessen in Bennington tun? Ein- oder ausräumen?«

Trauern, dachte Henry. Der Gedanke, im Haus allein zu sein, umgeben von Dingen, die bisher sein und Julies Leben begleitet hatten, machte ihm Angst. Er sah die Fotos auf dem Kaminsims und die Vitrine. Julie hatte die Fotos ausgesucht und eingerahmt und auch die Vitrine mit alten Porzellan- und Tonfiguren gefüllt, bis sie entschied, noch mehr würden den Blick verstellen.

Henry kippte die Wohnzimmeransicht aus seinem Kopf. *Er stand am offenen Grab und konnte den Blick nicht von den gelben Rosen abwenden, bis der Blumenschmuck schließlich an Schärfe verlor und sich ganz auflöste, als ihm die Lider schwer wurden und er sie fast geschlossen hielt. Aus den Schemen glaubte er die schlanke goldene Figur zu erkennen, die mit ihren Händen fest das Heft des Schwertes umklammerte. Henry spürte die Spannung, das Warten, das ihm so schmerzhaft unerträglich wurde – er wollte seinen Namen jetzt nicht mehr hören, er riss die Arme hoch und bedeckte die Ohren mit den Händen. In der Reihe vor ihm sprangen die Leute um William Wyler auf, fielen sich um den Hals und schrien ihre Freude in den Saal. Der Applaus füllte das Chinese Theatre und ging in ein Dröhnen in seinen Ohren über.*

»Ist alles in Ordnung, Vater?«

Henry gab auch jetzt keine Antwort. Die Stille wurde schließlich zu einer Belastung, gegen die er sich nicht zu stemmen vermochte, eher würde er sich von ihr erdrücken lassen.

»Ich glaube, es ist besser, wenn ich jetzt fahre«, sagte Michael. »Du kannst mich hier doch nicht mehr gebrauchen. Ich werde dich Sonntag besuchen, wenn es dir recht ist, oder?« Michael machte einen Schritt rückwärts zur Tür.

»Ja.«

»Ich gehe dann jetzt.«

Ob er wartet, dass ich ihn umarme?, fragte sich Henry. Der Abschied würgte ihn im Hals. Mit dem Augenblick, in dem Michael die Tür hinter sich schließen würde, war der Einzug endgültig. Mehr als die Trennung von seiner vertrauten Umgebung machte ihm der Umstand zu schaffen, dass sein Leben auf die Grundfläche von drei mal fünf Metern geschrumpft war.

Michael drehte sich nicht mehr um.

Abschied. Ich darf die Augen nicht schließen, dachte er. Solange er den Sarg sehen konnte, war der Abschied noch nicht vollzogen. Ich möchte einen Sarg aus hellem Holz, mit gelben Rosen geschmückt, hatte Julie ihm ins Ohr geflüstert. War das die Anstrengung wert? Er wusste es bereits seit langem aus den Gesprächen, mit denen sie den Abschied vorbereitet hatten. Die Todesfälle unter Freunden und Nachbarn gaben in den letzten Jahren genug Anlass, über Beerdigungsfeiern zu sprechen.

Julies Lippen zitterten nach dem Sprechen. Er hatte sich wieder zu ihr gebeugt und im Schmerz des steifen Rückens gefragt, ob sie ihm noch etwas sage wolle. Sie verneinte mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung des Kopfes.

Während er am Sterbebett wartete, hielt er selbst nur mühsam das Ungesagte zurück – ein Widerspruch, über den er sich mit der Vorstellung tröstete, Julie könnte seine Gedanken hören. Im Moment des Todes fiel er selbst in eine Starre, die sich auch in seinem Kopf ausbreitete und die beinahe eine Stunde lang anhielt, bis ihn die Krankenschwester aus dem Zimmer führte.

Henry trat schleppend vor das offene Grab und neigte den Kopf. Er wollte beten. Vater unser, der Du bist im Himmel, begann er, suchte nach den Worten und merkte, dass er das Vaterunser längst vergessen hatte. Plötzlich stand Michael neben ihm und weinte, das Grab drehte sich aus Henrys Blickfeld und man drückte seine Hand; Brian, Julies Neffe und einziger Verwandter, die Bekannten und Nachbarn und Doris Fillmore, die vor einigen Jahren die Buchhandlung von Julie

übernommen hatte. Er sah Trauer und auch Tränen, suchte nach Mitgefühl und spürte feinscharfe Schmerzen in seiner Brust als er merkte, dass sie um Julie trauerten und nicht mit ihm.

Zwei Stunden später klopfte es an der Tür.

»Es ist offen«, sagte Henry laut.

Ein hoch gewachsener Mann mit grau melierten Schläfen betrat das Zimmer. »Herzlich willkommen, Mr. Bancroft. Allan Jefford. Ich bin der Direktor, äh – ich leite dieses Haus. Bitte haben Sie Verständnis, dass ich Sie nicht persönlich in Empfang nehmen konnte; ein Termin in der Stadt, der nicht aufschiebbar war. Wie ich sehe, haben Sie noch gar nicht ausgepackt. Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Nein, nein«, sagte Henry. »Ich habe über verschiedene Dinge nachgedacht und darüber das Naheliegende vergessen.« Das war noch nicht einmal eine Notlüge. Der ausgebliebene Handschlag als Gegensatz zu den freundlich gesetzten Worten und die Betonung, die Jefford in die Anrede ›Mr. Bancroft‹ legte, überzeugten Henry, seine Mischung aus depressiver Verzweiflung und lähmender Atemnot besser für sich zu behalten. Das Spiel würde weiter gehen, letzter Akt, letzte Szene, und er führte die Regie, wie in den Akten und Szenen davor, er inszenierte sein Leben für sich und hatte bisher nur Julie als Zuschauerin geduldet.

»Zum Nachdenken werden Sie in hier genügend Zeit haben, Mr. Bancroft. Ich bin gekommen, um Sie zum Mittagessen abzuholen und im Speiseraum den anderen Bewohnern des Hauses vorzustellen.«

Henry stöhnte innerlich auf. In seiner derzeitigen Verfassung und seit der Begegnung mit Emily Prentice hatte er die Nase voll vom Bekanntmachen, traute sich aber nicht, seine ruppige Seite zu zeigen. Er sah sich bereits in einem Meer von plattem, wohlmeinendem Zuspruch ertrinken. Die zwei der dreiundzwanzig, die er schon kennengelernt hatte, Daniel Lowe und Amanda Smith, schienen in Ordnung zu sein, auch wenn die Art und

Weise, in der sich Daniel mit seiner Amanda Händchen haltend als Liebespaar zu erkennen gab, nicht nach seinem Geschmack war.

Jefford riet ihm, die Tür abzuschließen. Daran würde er sich gewöhnen müssen, denn von Bargeld und persönlichen Dingen abgesehen besaß Henry keine Wertsachen, für die sich diese Maßnahme lohnte. Im Augenblick stellten die in den Koffern versteckten vier Flaschen Whisky seinen wertvollsten Besitz dar, zu deren Verteidigung er jeden aus dem Fenster geworfen hätte, der sie ihm zu entwenden versuchte. In diesem Licht betrachtet bekamen die dreihundert Dollar eine andere, über die aufgedruckten Zahlen hinausgehende Bedeutung, weil sie die weitere Versorgung sicherten. Henry revidierte seine Ansicht über das Türabschließen.

Unten in der Halle zeigte Henry auf eine Staffelei mit einer schwarzen Tafel, die so platziert war, dass niemand, der die Treppe herauf oder herunter ging, sie übersehen konnte. In großer Kreideschrift stand dort: Heute ist Montag, der 16. Oktober. Nächste Mahlzeit: Mittagessen 13 Uhr.

Jefford lächelte vielsagend, als er Henrys Blick bemerkte. »Wir haben da unsere eigenen Erfahrungen. Hin und wieder treten Fälle von Vergesslichkeit auf.«

Eine dezente Beschreibung für beginnenden Altersschwachsinn, dachte Henry.

Im Speiseraum saß an sechs Tischen eine Ansammlung von alten Leuten, deren Anblick Henry – obwohl selbst alt – einen heftigen Schock versetzte. In seiner drastischen Denkweise schoss ihm erst »lebendig begraben« durch den Kopf, dann ertappte er sich dabei, wie er nachzurechnen begann, wie viele Jahre hier wohl versammelt waren.

Das verhaltene Gemurmel der Essensgespräche verstummte, als Jefford den neuen Mitbewohner vorstellte. Die Anwesenden schauten Henry mit unverhohlenem Interesse an. Das waren also

die Leute, mit denen er zukünftig sein Leben teilen sollte: Ein Gemisch aus Senilität und Gebrechen, ohne die Anreicherung von Leichtigkeit jüngerer Generationen. Jeffords Bitte, man möge ihn herzlich in ihrer Mitte aufnehmen, damit er sich gleich wie zu Hause fühlen könne, bekam Henry nicht mit.

»Kommen Sie, Mr. Bancroft!« sagte Jefford mit Nachdruck, nachdem Henry auf die erste Aufforderung nicht reagiert hatte. »Ich habe diesen Tisch für Sie vorgesehen.« Offenbar dachte der Direktor nicht an eine Einzelvorstellung, was Henry in diesem Augenblick als Erleichterung und nicht als Taktlosigkeit empfand. Er führte ihn an einen Tisch mit einem unbesetzten Platz und machte ihn mit Marie Madison, John Andrews und William Pierce bekannt.

Henry sortierte seine Eindrücke und schöpfte Hoffnung. Allem Anschein nach saß er nicht in dem Teil des Speiseraumes, der ihm auf den ersten Blick wie die Vision einer Grabkammer erschienen war. Marie Madison: Eine Frau, die sich ihre Anmut bis ins Alter bewahrt hat, schlank, dem Äußeren nach sympathisch. Auf erst siebzig Jahre schätzte er sie. John Andrews und William Pierce: Meine Preisklasse. Gott sei Dank. Allein an einem Tisch mit drei Frauen wäre der Albtraum gewesen.

»Wir nennen uns hier beim Vornamen«, eröffnete Marie das Gespräch, »ohne Förmlichkeiten. Du bist Henry?«

»Ja.«

»Sei nicht böse, wenn dir die Frage zu neugierig erscheint. Früher oder später reden wir ohnehin darüber. Häufig sind traurige Ereignisse der Anlass, wenn jemand neu zu uns kommt.«

»Ja. Meine Frau. Vorgestern war die Beisetzung.«

»Erst so kurz!«

Was sollte er dazu sagen? Dass Michael es nicht abwarten konnte, ihn möglichst schnell abzuschieben? Während er seine Suppe löffelte, beobachtete er unauffällig die Umgebung. Am Nebentisch erkannte er Daniel und Amanda.

»Nicht sehr gesprächig, unser Henry.«

»Lass ihm Zeit, John. Erinnerst du dich noch an deinen ersten Tag, wie du dich gefühlt hast?«, fragte Marie.

»Erleichtert!«, sagte John bestimmt. »Laura, meine Schwiegertochter, war zuletzt mit ihrem Gesicht wie ein Topflappen nicht mehr zu genießen. Sie arbeitete im Marketing, immer mit Kontakt zu Kunden, und war soeben auf der ersten Stufe der Karriereleiter angekommen, als es Schlag auf Schlag ging: Zwei Jungen. Danach bestand ihr Leben nur noch aus Geschrei, Windeln und Brei. Zunächst war es mehr oder weniger erträglich, aber dann wurde George – mein Sohn – zum Abteilungsleiter befördert und kam noch später als sonst nach Hause. Manchen Abend habe ich auf meinem Zimmer gehockt, damit Laura und George ungestört miteinander reden konnten. Ich bekam dann aber doch meist jedes Wort mit und musste gute Miene machen. Es liegt mir nicht, mich zu verstellen. Es gibt kein Wenn und Aber, nur vor und zurück.«

Warum erzählt er mir das?, fragte sich Henry. Und warum hat Laura nicht verhütet?

»Mit dir hatte das natürlich gar nichts zu tun?«, warf William ein. »Du warst selbstverständlich pflegeleicht!?«

»Besondere Ansprüche habe ich nicht gestellt, wenn du das meinst«, sagte John steif.

»Vielleicht konntest du auch einfach die Befehlsgewalt nicht abgeben, Major«, ließ William nicht locker. »Lass doch die Umschweife. Du möchtest zu gerne wissen, wer Henry ist, was er gemacht hat, warum er hier ist und nicht bei seiner Familie. Du kannst es wieder einmal nicht abwarten.«

Henry war irritiert. Wieder einmal? Wie häufig hatte dieser John Gelegenheit, einen Neuzugang auszufragen? War dieses Haus so etwas wie ein Durchgangslager, in dem nur die Besten überlebten und sich über Zu- und Abgänge austauschen konnten?

»Streitet euch nicht«, mahnte Marie lächelnd. »Henry wird einen falschen Eindruck von uns bekommen.«

Henry schaute seine Tischrunde an. Der Sinn stand ihm nicht danach, von sich zu erzählen. Schließlich war er nicht freiwillig hier unter fremden Menschen.

»Es interessiert ihn nicht im geringsten«, stellte John fest.

Henry blickte erneut hoch. Mit der Serviette betupfte er die Lippen und warf sie im Aufstehen neben die Suppentasse. Unter erstaunten Blicken verließ er den Speiseraum. Niemand fragte, was er habe, und niemand hielt ihn zurück.

Auf der Treppe machte ihm nicht das Alter, sondern das Alleinsein zu schaffen. Julie fehlte ihm und ihre Art, Brücken zwischen seinen unerfüllten Träumen und dem Leben zu schlagen. Seine Einsamkeit war in der Retirement Residence angekommen.

Mit einem Glas Whisky in beiden Händen studierte Henry vom Sessel aus das Bild über seinem Bett, eine Muttergottes mit ausgebreiteten Armen in grünen Farbtönen, darüber mit ein paar wuchtigen Pinselstrichen ein gotischer Baldachin aus schwarzen Steinsäulen, unten rechts die markante Signatur von Dali. Während seiner Abwesenheit war ein kleiner Korb mit frischem Obst auf den Tisch gestellt worden, mit freundlichen Empfehlungen der Direktion und der Mitarbeiter und den besten Wünschen für einen sorgenfreien Lebensabend in Longford Manor.

»Henry?« klopfte es verhalten an die Tür. »Kann ich hereinkommen?«

Er entschied, John nicht zu öffnen. Das Geplänkel beim Mittagessen war trotz Johns taktloser Neugier harmlos gewesen und seine Reaktion nur eine demonstrative Aufforderung, ihn in Ruhe zu lassen.

Zwei Mal klopfte es noch, dann blieb es still.

Henry ging zum Bett und hob den Deckel eines Koffers, fingerte zwischen den Wäscheteilen und legte einen Stapel Ober-

hemden an die Seite. Vorsichtig hob er ein Fotoalbum heraus und trug es zum Tisch. Scheinbar wahllos schlug er das Album in der Mitte auf, glättete das Schutzpapier und faltete sorgsam einen vergilbten Zeitungsausschnitt auseinander. Eine Zeit lang las er, faltete den Ausschnitt wieder zusammen und blätterte andere Seiten auf, betrachtete Schwarz-Weiß-Fotos und verweilte schließlich bei einem großformatigen Foto von Dorothy Wentworth, auf dem sie mit leicht nach hinten gebeugtem Kopf den Blick zuversichtlich in das Ungewisse richtete. Dorothy trug unten am schmalen Dekolleté ihres Kleides eine Brosche. *Er öffnete die Nadel und zog die Brosche vom Kleid, ein Moment von überwältigender Intensität, in dem die Fantasie Dorothy im Bruchteil einer Sekunde entkleidete, so dass er nicht glauben konnte, es könnte danach noch einen Höhepunkt geben.*

Henry lehnte den Kopf gegen die Wand. In den Tagen seit Julies Tod befahl ihn die Müdigkeit immer dann, wenn er sich besonders niedergeschlagen fühlte und sich wünschte, er würde die Augen für immer schließen.

Wenige Minuten später war er eingeschlafen.

»Ich habe dich gestern Abend vermisst. Interessierst du dich nicht für klassische Musik?«

Henrys Blick kehrte aus unbestimmter Ferne zurück. Marie. Er überlegte, wie lange er schon nach dem Mittagessen in der Halle verweilte und darüber nachgedacht hatte, wie er die erste Flasche aus dem Koffer, wenn sie leer war, unauffällig zum Abfall geben konnte. Jetzt verstand er, was Michael gemeint hatte, als er von einer Änderung der Trinkgewohnheiten sprach. Ein Flasche Whisky teilte sich Henry in zwei bis drei Tage. Das erste Glas trank er nach dem Frühstück, das zweite nach dem Mittagessen und das dritte und vierte über den weiteren Tag verteilt. Sich zu betrinken und damit seine wertvollsten Eigenschaften, Geist und Fantasie, lahm zu legen, fand er ordinär. Mit dieser Einstellung hatte er seit fünfzig Jahren sein Leben halbwegs im Griff und überschritt bestimmte Grenzen nicht. Julie bewies Einfühlungsvermögen und machte nie den Versuch, ihn trockenlegen zu wollen. Nur Michael sah das anders, er kehrte Henrys sorgsam ausbalancierte Trinkgewohnheiten ins Gegenteil und behauptete bei gelegentlichen Auseinandersetzungen, seinen Vater noch nie ohne ein Whiskyglas in greifbarer Nähe gesehen zu haben.

»Doch«, antwortete er auf Maries Frage, um einer weiteren nach seiner augenblicklichen Verfassung zuvorzukommen. »Ich erinnere mich. Schwester Maryann hat mir gesagt, dass der Plan über alle Aktivitäten am Schwarzen Brett hängt.« Nur, wie sollte er diese Art von Traumzustand abschütteln, in dem er alles um sich herum wahrnahm, ohne selbst aktiv teilzunehmen oder zu verstehen, was das Leben hier überhaupt ausmachte?

»Ein Streichquartett aus Musikstudenten des Cornbridge College macht bei uns eine Art Generalprobe für seine öffentlichen Auftritte. Leider nur so etwa zweimal im Jahr. Die Viola

war allerdings wenig präsent, ihr Spiel ging gegen die beiden Violinen unter.«

»Beim nächsten Mal bin ich dabei«, sagte Henry, Auf dem ersten Treppenabsatz angelangt drehte er sich noch einmal um.
»Bestimmt.«

Während er die Treppe weiter emporstieg, verscheuchte er die störenden Gedanken um das Streichquartett, dessen Programm und den Musikverstand, der notwendig war, ein einzelnes Instrument aus vieren beurteilen zu können. Vordringlich war, den Nachschub zu organisieren.

Bereits mit dem ersten Versuch hatte er Erfolg. Tom zeigte Verständnis und erklärte sich bereit, für Henry einzukaufen, allerdings nicht ohne seinen Kumpel Gordon Mitchell zu erwähnen, der im staatlichen *liquid store* in Cornbridge arbeitete und die gesetzlichen Bestimmungen in Vermont sehr genau nahm, und Henry über Jeffords Einstellung zum Alkohol zu informieren. Henry interessierte sich nicht für Jeffords abstinente Ansichten. Toms Zusage sicherte sein Überleben. Ein paradoxer Gedanke, wie ihm dazu einfiel, in seinem Alter war er dem Tod viel näher als dem Leben, und nach dem Eindruck der zurück liegenden Tage brauchte er diese Einsicht nicht zu revidieren.

Einige Tage später saß Henry auf einer Bank im Park hinter dem Haus und genoss die wärmenden Strahlen der Herbstsonne. Die weitläufige Anlage strahlte Lebendigkeit und Lebenskraft aus; dass die Luft frischer strömte als im Haus war naturgegeben, wurde von Henry aber auch im übertragenen Sinne so empfunden. Und doch bezweifelte er, dass die alten Leute freiwillig in den Park kamen und nicht lediglich willig wie eine Herde Schafe den beiden Rollstühlen folgten, die von Jessica, Maryann und Clara nach draußen gefahren wurden, sobald es das Wetter zuließ.

Eigentlich wollte Henry für seinen Spaziergang dem breiten Weg folgen, den er für den Hauptweg hielt, wäre aber dann wo-

möglich allen Mitbewohnern begegnet und hätte sich wahrscheinlich auf Gespräche einlassen müssen. Anders wäre es mit Julie gewesen, mit ihr hätte er geredet oder ihr zugehört. Ihr würden die Blumenbeete in der Mitte des Parks gefallen haben, während er sich mit den Roteichen im hinteren Teil verbunden fühlte. Die Roteichen standen nicht sehr dicht beieinander und gaben Lebensraum für allerlei wild wachsendes Gehölz, das seine Existenz, wie der stets gesprächige Tom lamentierte, hauptsächlich Jeffords Knauserigkeit in all den Dingen verdankte, die ihm für das Wohlbefinden der Bewohner überflüssig erschienen. Als Leiter einer Altersresidenz glaubte er sich nicht zuständig für Forstwirtschaft, ihm war die Größe des Parks im Vergleich zur Beweglichkeit der Bewohner ein Dorn im Auge. Henry konnte Toms alltäglichen Klagen zuzuhören schlecht ablehnen. Er wusste inzwischen, dass Hank, der Gärtner, lediglich stundenweise beschäftigt war und daher vom Frühjahr bis in den späten Herbst der größte Teil der Arbeit im Park mit den großen Rasenflächen vor und hinter dem Haus und der Pflege der Blumenbeete von Tom allein erledigt werden musste.

Auch Tom nutzte heute das trockene Wetter und störte die Idylle mit dem eintönigen Brummen des Rasenmähers, auf dem er die stetig enger werdenden Runden drehte. Auf der gegenüberliegenden Seite der Rasenfläche schoben Jessica und Maryann die beiden Rollstühle auf ein von der Sonne beschienenes Fleckchen; wohl ihre angestammten Lieblingsplätze. Solange die Temperatur es zuließ, würden Martha Meryll und Eleanor Abney dort stehen und später dem wandernden Sonnenschein folgen.

›Herrliches Wetter!‹ würde wohl der häufigste Satz des Tages sein, vermutete Henry. Wie oft hatte er ihn heute schon gehört? Eintönigkeit gehörte zur Wesensart eines Altenheims, war sein bisheriger Eindruck, man sollte sie skizzieren und daraus eine Phraseologie verfassen; es würde zwar nur ein dünnes Bändchen

werden und damit keine allzu schwierige Aufgabe sein. Er zog einen Notizblock aus der Innentasche seiner Jacke und notierte sich den Satz.

»Ein schöner Tag, nicht wahr?« – eine Variante, die Pete Roberts im Vorbeigehen beisteuerte. Henry schrieb und nickte gleichzeitig Jessica und Maryann zu, die zum Haus zurückgingen.

Henry mochte die stets freundliche Jessica, von der er glaubte, dass sie ihre schlechten Tage, wenn es überhaupt solche gab, nicht zu Lasten anderer verlebte. Er konnte sich Jessica als seine Tochter vorstellen, womit er das höchstmögliche Maß an Annäherung ausdrückte, zu dem er einer jungen Frau gegenüber fähig war. Bis zur Haustür beobachtete er sie, ihren Gang und die Kopfbewegungen einer lebhaften Unterhaltung. Mit dem Zufallen der Tür fühlte er sich allein gelassen und auf seine Erinnerung reduziert. Der plötzliche Anflug von Vereinsamung setzte ihm zu; er fühlte sich leblos, in Nutzlosigkeit angekommen. Dann überließ er sich den Bildern in seinem Kopf, sie gewannen an Schärfe und begannen zu laufen. *Die Retirement Residence erschien in Schwarz-Weiß, doch ohne Ton; Jefford, von einer ständig lächelnden Emily begleitet, sperrte sein Maul auf und redete eindringlich, aber nicht hörbar. Später lief Jefford im Park auf der großen Grünfläche aufgeregt an einer langen Reihe offener Gräber entlang. Neben den Gräbern thronten auf mannshohen Haufen ausgeschachteter Erde schlichte Holzkreuze. Henry saß im Regiestuhl, er nahm das Megafon und brüllte »Action!«. Jetzt drang auch Jeffords Stimme durch: »Achtzehn! Wie soll ich denn da planen?« Entsetzt ließ Henry das Megafon fallen. Achtzehn? Voller Angst fragte er sich, wer denn die sechs Überlebenden waren, er rannte zu den Gräbern, krabbelte auf die Erdhaufen und las die mit weißer Farbe auf die Holzkreuze aufgepinselten Namen: Pete ... John ... Amy ... Martha ... Amanda ... Daniel ... Henry ...*

Henry schwankte. Er verlor das Gleichgewicht, suchte mit den Händen nach Halt in der weichen Erde und rutschte bäuchlings in das

Grab. Gleich war Emily bei ihm und half ihm auf. »Alles wird gut, Mr. Bancroft. Sie werden sich bei uns wohl fühlen. Bei uns fühlt sich jeder wohl.«

Der Film riss, als Henrys Kopf zur Seite sackte. Im Aufsetzen schüttelte er die Traumbilder ab, nur die Angst, die bisher in seinen Tagträumen nicht aufgetreten war, verweilte noch bei ihm. Als er Schritte hörte, war er endgültig zurück in der Gegenwart und öffnete die Augen. Marie, John und William blieben vor ihm stehen.

»Darf ich mich zu dir setzen?« Marie nahm Platz, ohne auf Henrys Zustimmung zu warten. »Wir sehen uns später«, entließ sie John und William. Die beiden schauten sich verduzt an, machten sich aber ohne Widerrede auf den Weg.

»Ich vermute, du möchtest mir etwas über diesen schönen Herbsttag sagen.«

»Sollte ich das?«, fragte Marie.

Henry erzählte ihr über seinen Einfall, eine Phraseologie, sozusagen einen Leitfaden für Gespräche im Altenheim zu verfassen, Er wartete, ob Marie noch etwas hinzufügen würde, doch sie schwieg. »Du hältst mich für verrückt, nicht wahr?«

»Ich frage mich manchmal schon, was in deinem Kopf vorgeht. Auf die Phraseologie wäre ich nie gekommen, dafür fehlt mir der Sinn für das Absurde. Nur belanglose Sätze zu notieren, ohne die Ursachen zu suchen, ist mir zu wenig.«

»Was hältst du von Interviews? Empirischer Forschung?«

»Henry! Du machst dich über mich lustig.«

»Du hast Recht«, sagte Henry. »Ich bin überheblich. Ich halte die anderen hier im Haus beileibe nicht für banale Schwätzer, eher schon für Menschen, die nichts Wichtiges mehr mitzuteilen haben, weil sie nicht mehr wichtig sind. Warum lebst du eigentlich hier?«

Marie lachte. »Suchst du nach Gemeinsamkeiten oder nach Gegensätzen? Ich habe eine Tochter, Kristin, und einen Sohn,

Paul. Beide sind glücklich verheiratet, Gott sei Dank, und beide haben zwei Kinder. Wenn sie mich über das Wochenende besucht haben – nein, ich muss es anders erzählen: Wenn sie nach einem Wochenendbesuch abfahren, nahmen sie das Leben mit. Ich brauchte jedes Mal Tage, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Und das, obwohl ich meine Ruhe über alles liebe.«

»Das ist nicht schwer zu durchschauen«, sagte Henry. »Du bist bei jedem Abschied deiner Einsamkeit begegnet.«

»Ja, denn es gab nichts, dem ich ›begegnen‹ konnte, außer mir selbst. Also habe ich das große Haus auf Long Island verkauft. So etwa alle zwei Monate fahre ich meine Kinder für zehn bis vierzehn Tage besuchen. Ich könnte länger bleiben, aber das wäre nicht klug. Indem ich mich bewusst beschränke, erhalte ich uns die Freude aufeinander. In der Zwischenzeit kann ich das Nichtstun gut vertragen. Ich höre Musik oder lese, ich bewohne die Suite mit Aussicht auf den Park – ein Traum, wie du anerkennen musst; die Betreuung und das Essen sind gut. Zugegeben, eine gewisse Eintönigkeit ist unübersehbar, und ich hatte auch anfangs Zweifel, ob das der Lebensabend ist, den ich mir wünsche. Es hat aber auch Vorteile, wenn man sich aussuchen darf, ob man an gemeinsamen Singstunden oder Bastelkursen teilnehmen möchte. Ich kann mir meine freundschaftlichen Kontakte hier im Haus so gestalten, wie ich sie für mich brauche.«

»Hattest du keine Freunde auf Long Island?«

»Sie sind verstorben oder weggezogen. Eine alleinstehende alte Frau ist nicht unbedingt der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens.«

»Michael – mein Sohn – und ich stehen nicht auf besonders gutem Fuß miteinander. Das noch zu ändern, habe ich aufgegeben.«

»Meine Verhältnisse sind ideal. Ich weiß das zu schätzen. Und zu deiner Sammlung werde ich hoffentlich nichts beitragen.«

Auch von dir selbst wird kaum die Rede sein. Du bist zwiespältig und verschlossen und vermutlich hängen deine Stimmungen mit dem Tod deiner Frau zusammen. Was immer dich bedrängt, warte nicht, bis es zu spät ist. Wenn du deine Probleme nicht lösen kannst, packe sie ein und binde eine hübsche Schleife um sie herum. Vergeude deine Zeit nicht.«

»Wenn wir im Leben nur Schleifen zu binden brauchten...« Henry stieß mit dem Fuß einen kleinen Stein in den Rasen auf der gegenüber liegenden Seite des Weges. »Dein Rat hat einen bedrohlichen Unterton.«

»Wenn die Wahrheit für dich eine Drohung ist – meinetwegen. In deinem Leben fehlt wohl die menschliche Wärme. Du hingegen ziehst die Wärme von innen vor. Du riechst, wenn auch nur schwach, manchmal nach Alkohol.«

Henry schwieg und starrte geradeaus.

»Es scheint deine Art zu sein, unangenehmen Dingen auszuweichen«, sagte Marie schließlich. Sie zog ihre Jacke fester zu, als ob es in Henrys Gegenwart kühler sei.

Henry wusste nicht, wie er auf Maries Enttäuschung reagieren sollte. Die Pause ist ein gestaltendes Element des Gespräches, fiel ihm ein, und übertrat die Fluchtschwelle in seine Traumwelt. *Sobald sich die Dialoge vom Alltäglichen abhoben, mit ein bisschen intellektuellem Witz oder auch zum Dramatischen wechselten, sprach Dorothy Wentworth wie eine Maschine. ›Pause!‹, pflegte er dann zu brüllen, und jeder im Studio nahm das wörtlich. ›Lege eine Pause ein vor dem Losreden‹, predigte er Dorothy ein ums andere Mal, ›einen Atemzug, kurz oder lang, je nach dem, was die Szene erfordert – Betonung, Überlegung, Nachdenklichkeit.‹ Sie hörte ihm zumeist mit einem Gesichtsausdruck zu, den sie geschickt zwischen naiv und lasziv platzierte und mit dem sie bedeutete, was sie konnte, ohne schauspielern zu müssen. Schmunzelnd erinnerte er sich an eine Szene in ›Brennende Liebe‹. Dorothy spielte einen Wutanfall so flach und mechanisch, dass ihm bei der neunten Wiederholung der Kragen*

platzte. Wie sie an die Rolle gekommen sei, ob sie dafür mit Mr. Goldstein im Bett gelegen hätte? Dorothy kochte und es gab einen Auftritt – die zehnte Einstellung war im Kasten. Selbstverständlich hatte er sich vor allen Anwesenden bei ihr entschuldigt. Goldstein, der Studioboss, hätte nicht mit Humor reagiert, wenn ihm diese Episode kolportiert worden wäre, und auf Goldsteins Kosten hätte auch der Zweck die Mittel nicht geheiligt. Henry lud Dorothy zum Abendessen ein und versöhnte sich anschließend mit ihr im Bett.

»Du scheinst dich prächtig über mich zu amüsieren!« Marie erhob sich.

»Wieso? Habe ich über dich gelacht?«

»Nach deinem Gesichtsausdruck zu schließen hast du heitere Gedanken.«

Marie ließ ihre Jacke los und ging. Henry unternahm einen Versuch, sie zurückzuhalten, machte eine hilflose Armbewegung, die ›geh nicht, es ist ein Missverständnis‹ besagen sollte, konnte den Satz aber nicht aussprechen. Unbeweglich verbrachte er die nächste halbe Stunde auf der Bank, die Sinne wieder nach innen gerichtet. Maries Worte kreisten in seinem Kopf und verhinderten, dass die üblichen Tagträume in Gang kamen. Erst als Tom ihn ansprach, öffnete er schwerfällig die Augen.

»Ich war schon oben bei Ihnen. Sie sollten besser ins Haus gehen, sonst holen Sie sich noch den Tod! Die Schatten sind mächtig kalt. Frieren Sie denn nicht?«

»Es ist gut, Tom, danke.« Henry spürte die Kälte jetzt im ganzen Körper. »Warum hast du mich gesucht?«

»Hat Ihnen denn niemand Bescheid gegeben? Es ist Besuch für Sie da, ein Mr. Murphy. Ich habe auch die Besorgung für Sie erledigt.«

»Danke. Er heißt Murray – Brian Murray. Wenn er gegangen ist, bekommst du das Geld.« Henry erhob sich schwerfällig; er hatte Mühe, die steifen Glieder zu bewegen. Tom griff ihm unter die Achseln und stellte ihn auf die Beine.

Auch Brian kam gedanklich nur schwer auf die Beine, als Henry in die Halle trat; er erzählte gleich nach der Begrüßung weitschweifig über eine geschäftliche Verabredung in Cornbridge, die er zu diesem Besuch genutzt habe, und klagte dann die Henry wohlbekannte Leier über seine Frau Phyllis, die mit sich selbst und mit den Nachbarn nicht in Frieden leben konnte. Als sich die Halle wenige Minuten vor sechs wie üblich mit Wartenden auf das Abendessen füllte, war Brian schon wieder auf dem Heimweg, ohne sich nach Henrys Wohlbefinden erkundigt zu haben. Danach war Henry noch schlechter gelaunt als vorher.

Heute störte er sich ganz besonders an der Unerbittlichkeit, mit der Frühstück, Mittagessen und Abendessen im Gleichmaß den Tagesablauf regelten. Um fünf Uhr hatte Marie ihn aus Verärgerung im Park sitzen lassen, um sechs Uhr saß er ihr beim Abendessen gegenüber. Im Beisein von John und William verspürte er keine Lust, sich mit Marie auszusprechen. Zu seinem Erstaunen schien ihm Marie nichts nachzutragen; sie ermunterte ihn sogar, eine Einladung von John zum heutigen Pokerabend anzunehmen.

Zum Abschluss des Abendessens wünschte das Personal einen schönen Abend und eine gute Nacht, immer abwechselnd, mal Jessica, mal Maryann oder Clara. Mit feinem Gespür für Benachteiligungen fragte Henry sich, wann denn eigentlich die tägliche Dienstzeit der Betreuerinnen enden würde. Auch Jefford konnte die Hilfsbedürftigkeit der alten Leute nach dem Abendessen nicht einfach abstellen.

Auf den allabendlichen Gute-Nacht-Gruß folgte die Drängelei beim Verlassen des Speiseraumes. Henry fand sie nervig und obendrein noch paradox, gab es doch im Hause nichts, was zur Eile gemahnt hätte. Der Speiseraum erbricht uns, war ihm dazu eingefallen. Er dachte gerne in bissiger Wortmalerei, erntete allerdings Unverständnis, wenn er eine seiner Schöpfungen laut

aussprach. George Atkinson neben ihm schaute ihn an, als habe Henry einen Witz mit Bart erzählt. Jeder ist mit sich selbst und seinen Problemchen beschäftigt, dachte Henry, er selbst mit Marie, und George mit seinem schwachen Herzen und der ständigen Suche nach Anzeichen für weitere Beschwerden.

Henry ließ George vorgehen und kam als letzter aus dem Speiseraum.

»Mr. Bancroft, ich habe eine Nachricht von ihrem Sohn.« Emily winkte ihm heftig über mehrere Köpfe hinweg mit einem Zettel zu. Sie bemühte sich, ihm entgegenzukommen, stieß an Martha Merylls Rollstuhl und schaffte mit erhobenen Armen einen Bogen um George.

»Ihr Sohn konnte Sie auf dem Zimmer telefonisch nicht erreichen. Ich soll Ihnen ausrichten, dass er Sie morgen früh um halb neun abholen wird.« Emily schaute auf den Zettel, um sich zu vergewissern. »Um zehn Uhr haben Sie einen Termin bei einem Anwalt in Bennington.« Sie senkte die Stimme und legte Mitgefühl in ihren Gesichtsausdruck. »Es geht um Erbschaftsangelegenheiten, soll ich Ihnen ausrichten.«

»Es braucht Ihnen nicht leid zu tun, Emily. Nicht das Erben sondern das Sterben ist die Tragödie.«

Emily zögerte, nickte schließlich und drückte Henry den Zettel in die Hand. Heimlich zerknüllte er das Papier. Für einen Termin morgen brauchte er noch keine schriftliche Erinnerung. Die Erbschaft selbst hatte er bisher verdrängt. Zu selbstverständlich ging er davon aus, Julies Erbe zu sein, auch wenn er Michael ebenso selbstverständlich alles überlassen hatte, was seit Julies Tod zu regeln gewesen war.

Henry wartete, bis sich die Halle geleert hatte. Der Flur gegenüber führte zu den Gemeinschaftseinrichtungen, einer Lounge und der Bibliothek. An einem der Abende kurz nach seiner Ankunft hatte er der Lounge seinen Antrittsbesuch abgestattet, angetrieben von Zweifeln, ob es fair sei, sich von vorne-

herein von allem auszuschließen. Sein Entschluss war eine Reaktion auf Toms Zusage, für den alkoholischen Nachschub zu sorgen. Ganz ohne mitmenschliche Beziehungen würde er nicht auskommen, auch wenn sie überwiegend zweckdienlich waren.

Die Lounge – der eigentliche Gemeinschaftsraum, bestand aus Sesselgruppen um runde Tische und einer langen Kommode direkt unter dem Fenster zum Park, auf der Statuetten wie Heiligenfiguren standen. Von der Stirnwand plärrte ein Fernseher über einem Klavier. Henry schaute sich nach einer freundlichen Bedienung um, bei der er nach Laune und Geschmack ein Glas Wein, ein kühles Bier gegen den Durst oder Whisky *on the rocks* bestellen konnte. Der Raum hatte keine Bar, die Frauen tranken Wasser, was draußen im Gang in einem Kühlregal angeboten wurde, darin kleine Vierer-Packs Canada Dry, die im Supermarkt gut und gerne vier Dollar kosteten, während Cola und die anderen Softdrinks aus dem Automaten daneben mit einem Dollar bezahlt werden mussten.

Als Henry in die Lounge trat, verstummte die Unterhaltung nicht wie bei seiner Vorstellung im Speiseraum, niemand winkte ihn zu sich oder sprach ihn an. Unsicher verharnte er an der Tür und wusste nicht, an welchen Tisch er sich setzen sollte, zumal ihm die Namen der Anwesenden noch nicht geläufig waren. Henry empfand die Situation als peinlich und machte kehrt. Er fasste den Vorsatz, die Lounge nur noch aufzusuchen, wenn es unumgänglich sein würde.

Heute, vierzehn Tage später, erinnerte er sich im Vorbeigehen an das unangenehme Gefühl bei seinem ersten Besuch. Eine Sekunde zögerte er vor der Tür zu dem ihm von John bezeichneten Raum und betrachtete das Rechteck mit dem helleren Farbton, welches das nicht mehr vorhandene Türschild an der Wand zurückgelassen hatte.

John hatte vom ›Raucherzimmer‹ gesprochen, für Henry zunächst widersinnig, denn er hatte im Hause noch niemanden

rauchen sehen, ganz zu schweigen von den gesundheitlichen Aspekten. Alkohol- und Rauchverbot gehörten in ihrem Alter zu den gewöhnlichen Ratschlägen der behandelnden Ärzte. Nicht-raucherschutz, hatte John ihm erklärt, das ganze Haus sei eine rauchfreie Zone, bis auf die ehemalige Bibliothek. Ein schmuckloser Raum, stellte Henry fest, schlichte Holzstühle an einem rechteckigen Tisch und Bücherschränke an den Wänden rechts und links. Anstelle bunter Buchrücken spiegelten sich mahagonibraune Regalbretter in den verglasten Türen. Henry hatte den größten Teil seines Lebens zwischen Büchern verbracht - das entsprach zwar nicht seiner unabhängigen Entscheidung, doch hatte er genug Liebe zu Büchern entwickelt, dass leere Bücherschränke auf ihn ausgesprochen hohlköpfig wirkten. Die Schränke mussten schon vor längerer Zeit geräumt worden sein, befürchtete Henry; er hatte noch niemanden lesen sehen oder von einer Bibliothek reden hören, auch wenn ›Bibliothek‹ zusammen mit ›Lounge‹ immer noch auf dem kleinen Hinweisschild in der Halle vermerkt war.

William, George und Pete Roberts saßen bereits am Tisch vor dem Fenster. George schob drei Whiskygläser scheinbar sinnlos im Kreis über die Tischplatte, Pete schien ihn interessiert zu beobachten, als könnte er aus den Bewegungen der Gläser Zeichen deuten. Aus Johns Schilderungen bei Tisch galt George als harmlos und etwas begriffsstutzig und immer in Sorge vor dem letzten todbringenden Schmerz unter dem Brustbein. Pete war Henry durch spontan aufblitzenden Humor aufgefallen, ein im Grunde leutseliger Mensch, von dem Henry sich nicht vorstellen konnte, warum er in der Retirement Residence einsaß, wie Henry den derzeitigen Zustand für sich formulierte.

William mischte die Karten. »Wir haben Henry eingeladen«, sagte er, ohne seine Aufmerksamkeit von den Karten abzuwenden und weitere Erklärungen über das Warum abzugeben. Seine Finger bewegten sich langsam, aber routiniert. Ein pensionierter

Bankdirektor mit Erfahrungen im Kartenspielen ist nicht unbedingt eine Vertrauensperson, dachte Henry, aber William verwaltete schließlich nicht Julies Vermögen, von dem er sich abhängig fühlte, und so gab es für ihn keinen Grund, an Williams Rechtschaffenheit zu zweifeln.

»Jeder, der Geld mitbringt, ist willkommen«, sagte Pete.

Henry wollte gehen und suchte nach einem Grund, der niemanden verletzen würde. Er könnte eine Unpässlichkeit vorschützen, überlegte er, tageszeitlich wechselnde Befindlichkeiten waren in ihrem Alter nicht auffällig. Schließlich siegte sein schlechtes Gewissen gegenüber Marie, das ihm schon im Speiseraum nicht erlaubt hatte, Johns Einladung auszuschlagen.

In diesem Augenblick betrat John das Zimmer. Mit der Miene eines Verschwörers zog er aus den Taschen seines Tweedjacketts zwei Gläser und eine volle Flasche Whisky und stellte sie auf den Tisch. »Amy muss nicht alles mitbekommen.«

»Wieso Amy?« fragte Henry.

»Die Betschwester – hast du das noch nicht bemerkt? Sie hält Whisky für ein Elixier des Teufels.«

»Mein seliger Mann, der verstorbene Reverend James Thomas Candlewood«, rezitierte Pete mit der zittrigen Stimme einer alten Frau, »wurde nie müde, gegen das Laster zu predigen, welches unweigerlich in die ewige Verdammnis führt.«

»Nüchtern lässt sich die Hölle auch kaum ertragen«, meinte John.

Pete schmunzelte. »War das ein Aufstand, als Lance Havers – er ruhe in Frieden – vorschlug, im Getränkeautomaten ein Fach mit Bierdosen einzurichten!« Nach Petes Gesichtsausdruck zu urteilen musste der Vorfall sehr amüsant gewesen sein. Henry wartete auf Einzelheiten, doch Pete genügte wohl der Spaß im eigenen Kopf.

»Der Automatenaufsteller hätte es ohnehin nicht erlaubt«, warf George ein.

»Du bist ein notorischer Pessimist«, entgegnete John. »Budweiser zwischen Cola und Lipton's Eistee ergibt erst die richtige Mischung.« Er schraubte den Verschluss von der Flasche und goss zwei Finger breit in die Gläser ein.

»Für mich nur einen kleinen Schluck«, bat George.

»Warum gibt es keine Kühlschränke auf den Zimmern?« erkundigte sich Henry.

John zuckte mit den Schultern.

»Sollen wir ihn einweihen?« fragte Pete.

»Früher oder später kommt er von allein darauf«, meinte William. »Ganz einfach«, sagte er zu Henry, »du stellst dein Sechserpack Bier einfach hinter das Mineralwasser in das Kühlregal draußen. Schreib aber ›Henry‹ drauf, falls jemand das Bier durch die Scheibe entdeckt und mitnehmen möchte.«

»Oder Mr. Jefford eine Razzia veranstaltet und du auf deinem Eigentumsrecht bestehst«, ergänzte Pete. »Zu Zeiten des Lance Havers soll es das gegeben haben, hörte ich. Er hat es wohl etwas übertrieben mit dem Alkohol. Mit dem Ableben von Havers hat sich dann ein status quo eingespielt. Solange niemand betrunken ist...«

»Noch ein Tipp.« In Johns Stimme lag ein gönnerhafter Unterton. »Tom ist bei der Besorgung recht hilfsbereit. Gegen das übliche Trinkgeld.«

»Setzt euch endlich«, unterbrach William.

»Wie immer«, bestimmte John. »Fünf Dollar Limit. William gibt.«

Henry nahm nachdenklich die Karten. Er war von selbst auf die Idee mit Tom gekommen und das Trinkgeld hatte er auch nicht vergessen. Ein Hauch von Wohlbefinden streifte ihn. Marie hatte ihm den Weg in die womöglich einzige lebensfrohe Enklave dieses Hauses gewiesen. Dann musste sich Henry auf das Spiel konzentrieren und enthob ihn von weiterem Nachdenken. So fiel es ihm leicht, die angenehmen Empfindungen

zugunsten seiner üblichen abweisenden Gemütsverfassung zu verdrängen.

Henry hatte es sich in der Halle mit der auf der Ablage neben ihm ausliegenden Zeitung, dem Cornbridge Chronicle, bequem gemacht, während er auf Michael wartete. Obwohl Henry las, setzte sich John zu ihm.

»Hat dir der zünftige Pokerabend gestern gefallen? Wir treffen uns heute wieder im Raucherzimmer, die gleiche Runde, mit William, Pete und George.«

»George spielt mit, und das nennst du zünftig? Ich nenne das die einzig legale Form von Diebstahl.«

»Niemand zwingt George«, verteidigte sich John. »Sollen wir uns weigern, wenn er sich danach drängt, sein Geld zu verteilen? Du scheinst genug davon zu haben, wenn du freiwillig auf deinen Anteil verzichtest.«

Henry dachte an das Taschengeld, das Michael ihm zahlte. Einen Großteil davon brauchte er für Toms Besorgungen auf. Spielschulden konnte er sich nicht leisten. Solange George mitspielte, hielt sich das Risiko in Grenzen, aber darum ging es ihm nicht. Auf Poker konnte er gut verzichten.

»Was ist?« drängte John.

»Ich habe eine Verabredung.«

»Das ist ein Argument! Eine Verabredung, womöglich mit Schwester Jessica? Das würde ich mir auch ein paar Scheine kosten lassen.«

Henrys Sinn für Humor war mit seiner Anspielung auf George für heute bereits erschöpft. Er hielt nichts von anzüglichen Geschwätz unter alten Männern. »Viel Spaß«, wünschte er und schlug die Zeitung wieder auf.

John straffte im Aufstehen seinen Oberkörper. »Wie du meinst. Eine Bereicherung bist du jedenfalls nicht.«

Henry ließ den Vorwurf auf sich beruhen und blätterte um.

Interessiert las er einen halbseitigen Artikel. Erst jetzt war bekannt geworden, dass der Exhibitionist vor zwei Wochen erneut gesehen worden war; diesmal in einem Gebüsch neben der East Cornbrigde Elementary School, wo er seinen Trenchcoat öffnete und sich unsittlich zur Schau stellte. Morovich vom Chronicle befragte Detective Sergeant Schofield zum Stand der Ermittlungen. Schofield verwies auf die Schwierigkeit, von siebenjährigen Mädchen eine genaue Täterbeschreibung für ›das Schwein‹, wie er sich ausdrückte, zu bekommen: Groß, schlank, vorne nackt und mit tief in das Gesicht gezogener Kappe.

Der Detective ist nicht zu beneiden, dachte Henry, jetzt fehlte nur noch Schofields bissige Rückfrage, ob er sich von den Mädchen etwa ›das Ding da‹ beschreiben lassen solle.

Zur Tat gab es ansonsten nicht viel zu sagen. Morovich erörterte dann in seinem Artikel die Vermutung, die Polizei hätte die Meldung bewusst zurückgehalten, um einer Diskussion über ihre Unfähigkeit aus dem Weg zu gehen. Der Polizeichef, James D. Nadell, bestritt das und nannte ermittlungstaktische Gründe für die verspätete Information der Öffentlichkeit, schrieb Morovich. Zum Schluss kamen auch die besorgten Eltern zu Wort. Sie forderten, die Polizei solle endlich die Ordnung in der Stadt wieder herstellen.

Als nächstes werden die Eltern Patrouillen an Kindergärten und Schulen organisieren, dachte Henry. So viele Polizeikräfte, wie für solche Kontrollen notwendig wären, konnte sich das County Cornbridge nicht leisten.

Als er die nächste Seite aufschlug, sah er Michael zur Tür herein kommen und faltete die Zeitung zusammen. Schon bei der Begrüßung gerieten sie beinahe aneinander, als Henry auf die Frage, wie es ihm gehe, eine ehrliche Antwort anbot und Michael ihm bedeutete, er sei für seine derzeitige Situation selbst verantwortlich. Henry ging auf die Bemerkung nicht ein und folgte Michael zum Wagen.

Im Fahren langte Michael auf den Beifahrersitz und reichte eine Tüte nach hinten. »Für dich. Ich denke, du sitzt ziemlich auf dem Trockenen.«

Henry ahnte auch ohne diesen Hinweis, was sich in der Tüte befinden musste. Er packte die Flasche aus: Schottischer Whisky, zwanzig Jahre alt. Eine Menge Geld hätte er dafür verwettet, dass Michael ihm niemals Alkohol schenken würde, es sei denn, er wäre selbst betrunken.

»Ich danke dir«, sagte Henry gerührt. »Ich nehme die Flasche als Geschenk, nicht als Almosen.«

»Aber trinke nicht vor dem Termin beim Anwalt!«

»Ich verstehe«, sagte Henry, »ich soll nüchtern bleiben. Willst du mich auf schlechte Nachrichten vorbereiten?«

Michael hämmerte mit der Faust auf das Lenkrad. »Schon beim Bezahlen der Flasche kam ich mir wie ein Idiot vor. Du machst einen Fehler, sagte ich mir, du kannst nicht Atheist sein und gleichzeitig in die Kirche gehen.«

»Für mich warst du immer ungläubig«, sagte Henry. »Ich bin nicht der Herr, dein Gott, sondern dein Vater, immerhin. Irgendwann in deiner Kindheit hast du dein Urvertrauen zu mir verloren und ich habe es nicht bemerkt.«

»Du hast dich zu viel mit der Flasche beschäftigt!«

Henry dachte an die zwanzig Jahre, die der Whisky zum Reifen gebraucht hatte, und die zwanzig Sekunden, in denen die mit der Flasche verbundene Absicht hielt – ein Augenblick, der sich sodann zu einer Stunde quälenden Schweigens dehnte. Sie fuhren bereits durch Bennington, als Henry nur mit halbem Ohr mitbekam, was Michael ihm über Unterlagen sagte, Prospekte und ein wichtiges Angebot, die er im Haus vergessen hatte. Verständlich, dachte Henry, Michael musste schließlich die fünftausend Dollar verdienen, die er ausgegeben hatte, um ihn möglichst schnell loszuwerden. Als Michael in die Einfahrt zur Buchhandlung einbog, wäre Henry beinahe an seinem Atem

erstickt, so rücksichtslos fand er diesen Besuch. Warum lagen die Unterlagen nicht in Michaels Haus, sondern in seinem?

Zögernd, wie ein ungebetener Gast, stieg Henry aus. Die Herbstsonne warf bereits längere Schatten und tauchte die Eingangsseite des Hauses in ein diffuses Licht, in dessen Spektrum Rot und Gelb aus dem Laub der umstehenden Bäume überwog. Dieses Haus war über Jahrzehnte sein Zuhause gewesen und zugleich Julies Lebenstraum, sie hatte es gekauft und im Anbau eine Buchhandlung eröffnet. Damals, auf der Bahnfahrt von Los Angeles, zeigte sie ihm ein Foto, deutete auf den wuchtigen Anbau, der nach rechts aus dem Haus herausragte, und erzählte, was sie zur Renovierung schon veranlasst hatte. Die Fensterläden und der verzierte Stützbalken unter dem Vordach und der Dachtraufe des Anbaus würden in Seiden glänzender dunkler Farbe von der weißen Holzfassade abgesetzt, was je nach der Tageszeit und dem einfallenden Licht ein doppeltes Farbspiel ergab, tiefstdunkles Grün oder schwarz. Natürlich war er mit neuenglischen Häusern vertraut, weil er aus Connecticut stammte. Julies Farbgebung war traditionell und nicht der Rede wert gewesen, aber das Haus war auf der langen Bahnfahrt ein unbefangenes Thema und überbrückte zeitweilig die zwischen ihnen in Los Angeles entstandene Distanz. Julie stellte ihre Verletztheit nicht in den Mittelpunkt, und nur diese Fähigkeit machte Henry das Leben mit ihr und seinen Schuldgefühlen erst erträglich.

Am Fuß der Treppe verweilte Henry einen Augenblick. Nebenan hatte er mit Julie gearbeitet. Ein zwei Fensterbreiten ausmachendes Schild, ›Bücher‹, darunter ›Neuerscheinungen & Antiquariat‹, ersetzte die Schaufenster. Anfänglich war Henry wegen der ungünstigen Lage abseits des Zentrums skeptisch gewesen, bis Julie im Obergeschoss einen Leseraum einrichtete. ›Wir kommen ins Gerede‹, bemerkte sie fröhlich, als sie feststellten, dass die Buchhandlung immer dann gut besucht war, wenn die neuen Ausgaben der Monats- und Wochenzeitschriften

auslagen. Jetzt führte Doris Fillmore die Buchhandlung in Julies Sinne weiter – ein Glücksfall, wie Henry fand. Er hatte erwartet, sie würden sich mit Doris nach dem Verkauf näher befreunden, doch Julie hielt sich angesichts der räumlichen Nähe zwischen der Wohnung und dem ehemaligen Arbeitsplatz zurück. In diese Dinge redete Henry ihr nicht hinein, und zwar ganz unabhängig davon, ob er mit ihr einer Meinung war oder nicht. Er nannte seine Einstellung Rücksichtnahme, aber Julie meinte, er neige dazu, die Dinge zu verwechseln und bezeichnete seine gewöhnliche Zurückhaltung als Rückzug.

Im Wohnzimmer ging Henry zum Bartisch, zog den Stöpsel aus der Karaffe und goss ein Glas halbvoll.

»Immer nur saufen!«

Erschreckt umklammerte Henry das Glas. Michael griff ihn heftig an den Aufschlägen des Jacketts, dann entspannte sich sein zorniges Gesicht, er lockerte den Griff und glättete mit den Handrücken die Revers. Henry trat instinktiv einen Schritt zurück. Wie oft hatte er diese Handbewegung im Film gesehen, als besänftigende Geste nach einem Fehlgriff oder als Verhöhnung des Opfers, dem vorgetäuscht wurde, es habe noch eine letzte Chance.

Michael ging zum Fenster.

Kein Film, dachte Henry und atmete hörbar aus.

»Es tut mir leid, ich habe die Fassung verloren«, sagte Michael in den Garten hinaus. »Erinnerst du dich an die Beisetzung, wie du vorne am Grab schwanktest? Da dachte ich für einen Moment, du wolltest dein Unrecht zusammen mit Mutter beerdigen.«

»Ich war nüchtern.« Henry hob zögernd das Glas und trank es dann in einem Zug leer, wollte es wie gewohnt auf dem Tischchen neben sich absetzen, hielt aber inne in der Sorge, das Geräusch beim Aufsetzen des Glases auf die Tischplatte könnte Michael provozieren. »Der Anwalt wartet bestimmt«, sagte

Henry schließlich, um überhaupt etwas zu sagen.

»Gut.«

Was war gut?, fragte sich Henry, den Anwalt warten zu lassen? Er traute sich nicht zu fragen. Erst als Michael die Tür aufhielt und ›nach dir‹ sagte, verstand er die Zustimmung zum Aufbruch..

Im Auto drängten sich Henry Erinnerungen auf.

Zwei junge Männer hievten ihn die letzten Stufen zur Aussichtskuppel des Doms von Florenz hoch, einer zog ihn an den Armen, der andere schob, die beiden lachten dabei und sprachen französisch. Studenten, glaubte er, die sich für ihre Hilfe bestimmt mit einigen witzigen Sprüchen über den vor Anstrengung keuchenden Alten selbst belohnten. Warum waren sie so sicher, dass er sie nicht verstand?

Schnitt.

Der Mann wollte ein Buch von Fanny Flagg umtauschen, obwohl es Gebrauchsspuren aufwies. Die Leute kamen auf immer neue Ideen. Henry hätte dem Mann im Alltäglichen durchaus vertraut, er hatte ein ehrliches Gesicht und das machte Henry die Ablehnung schwer.

Schnitt.

Die ersten Monate nach dem Umzug aus Los Angeles. Seine Schuldgefühle brachten das Verlangen nicht unter Kontrolle und es gab Tage, an denen er zu explodieren glaubte und er Julie beschlich und auf das geringste Anzeichen lauerte. Ohne Sarah hätte er diese Zeit nicht überstanden. Mit ihr hatte er keine Affäre, sondern eine Übereinkunft. Sie gaben einander, was sie brauchten – Henry das Geld.

Den Augenblick des Verzeihens hätte auch er als Regisseur bei Paradise Pictures nicht dramatischer inszenieren können. Ein entspannter Abend mit Musik, Wein und einer Diskussion über Remarque und das Ende des Zweiten Weltkrieges, welches sich nun täglich abzeichnete; nichts Leichtes, nichts Oberflächliches und nichts, was Henrys Sinne über das latent vorhandene Begehren anregen konnte. Beim Gute-Nacht-Sagen zog sie seine Hand auf die Brust. Wie elektrisiert wollte er Julies Hand loslassen, bevor er begriff. Dann war sie

nackt und zugleich fremd Er empfand keine Lust, vielmehr legte sich das Gefühl, sich verkauft zu haben, zu ihm in das Bett und schlich sich in seine Gedanken – sein Kopf war nun frei von der einen Frage nach dem Wann.

»Du musst nicht mehr mein Geld unterschlagen, um zu Sarah zu gehen«, sagte Julie ruhig.

An diesem Punkt überschlugen sich die Bilder.

Henry war noch verstört, als Michael ihn fragte: »Du kennst doch sicherlich Julies Anwalt, Samuel Ziegler?«

Henry schüttelte den Kopf. »Nein. Julie hat mit mir seit unserem Umzug von Los Angeles nie über ihre Verhältnisse gesprochen.«

»Auch nicht über finanzielle, geschäftliche Belange?«

»Nur das Nötigste«, antwortete Henry. »Wir haben in manchen Jahren mehr ausgegeben, als die Buchhandlung eingebracht hat. Julie hätte mir gesagt, wenn es Grund zur Sorge gegeben hätte.«

»Sie hat mir mit fünfzigtausend den Start in die Selbständigkeit ermöglicht.«

Henry war nicht überrascht. »Bancroft Computer & Service« war ohne große Schwierigkeiten zu einem profitablen Unternehmen gewachsen. Michael lieferte bis hoch nach Burlington und er hatte inzwischen auch Kunden in New Hampshire und im Staate New York.

»Rückzahlbar?« Henry bereute die Frage, kaum dass er sie ausgesprochen hatte.

»Nein. Mach dir keine Sorgen, wenn du das meinst.«

»Ich habe nichts gemeint«, entgegnete Henry,

Die Anwaltskanzlei von Samuel Ziegler lag im Parterre eines zweigeschossigen Gebäudes in der Main Street. Im Vorzimmer atmete Henry widerwillig einen Hauch von Strenge ein. Eine hübsche Sekretärin in farbloser Kleidung meldete sie an. Samuel Ziegler saß hinter einem mit Papieren überfüllten Schreibtisch,

auch er trug schwarz und grau, murmelte eine Begrüßung und wies seinen Besuchern mit ausgestrecktem Arm zwei Stühle zu, ohne sich die Mühe zu machen, selbst aufzustehen.

Ziegler war die Karikatur eines Anwaltes, befand Henry anerkennend, mit dem Büro und der Sekretärin bildete er eine harmonische Einheit.

»Der letzte Wille der verstorbenen Mrs. Julie Bancroft ist Ihnen bekannt, Mr. Bancroft, oder nicht?« fragte der Anwalt, nach wie vor Papiere ordnend. Da er niemanden direkt ansah, war für Henry nicht eindeutig, wer angesprochen wurde. Der Anwalt fuhr fort: »Nach dem Testament meiner Mandantin geht das bewegliche und unbewegliche Vermögen an Mrs. Bancrofts einzigen Sohn« – Ziegler schaute in Henrys Richtung – »Mr. Michael Bancroft, mit der Maßgabe, dass ihr Ehemann Henry Bancroft bis zu seinem Tode den Nießbrauch hat.«

Henry schloss aus dem Zusammenhang, dass nicht das Geld, sondern die Zinsen zu seinen Gunsten gingen. Der Anwalt suchte während des Vortrags auf seinem Schreibtisch und zog schließlich einen dünnen Hefter aus einem Aktenstapel hervor. »Sie hatten mir bei unserer Unterredung angedeutet, das Testament würde durch Ihren Vater nicht angefochten.« Ziegler nahm Blickkontakt zu Henry auf. »Ist das zutreffend?«

»Lass dir die Rechtslage erklären, Vater«, begann Michael.

»Wir richten uns nach Julies letztem Willen«, unterbrach Henry.

»Wie schön!« stieß der Anwalt hervor. »Einvernehmen ist jedem Rechtsstreit vorzuziehen, auch wenn wir eine zuverlässige Gerichtsbarkeit haben.« Er blätterte in Julies Akte und fand ein einzelnes Schriftstück, das ihn sehr zu interessieren schien. »Ich veranlasse das Weitere. Sie hören wieder von mir«, sprach er nach einer kurzen Pause in die Akte.

»Da gibt es noch etwas, Mr. Ziegler, nur eine Formsache. Teilen Sie doch bitte meinem Vater mit, wie hoch das Erbe ist.«

»Ach, Sie wissen das nicht?« Ziegler zog die Augenbrauen hoch und blätterte erneut, ohne Henry anzusehen. »Knapp über eine Million zweihunderttausend Dollar, angelegt in Rentenspapieren, Staatsanleihen und Fondsanteilen, und das Haus in Bennington einschließlich aller Einrichtungsgegenstände. Für das Haus liegt kein Wertgutachten vor.«

»Hör zu, Vater. Die Retirement Residence kostet etwa sechzigtausend Dollar im Jahr, für Unterkunft, Verpflegung, Betreuung rund um die Uhr, medizinische Versorgung. Hinzu kommt das Geld für deine persönlichen Ausgaben. Selbst bei einer Rendite von sechs Prozent, abzüglich der Steuern, kannst du diesen Betrag aus den Wertpapieren nicht aufbringen. Ich werde deshalb das Haus verkaufen und den Erlös ebenfalls anlegen. Was dann noch fehlen sollte, zahle ich aus eigener Tasche.«

»Mach dir keine Umstände. Danke für deine Bemühungen.«

Henry konnte sehen, wie Michael die Antwort verdaute. Vor dem Anwalt klang »was dann noch fehlen sollte, zahle ich aus eigener Tasche«, ungeheuer großzügig. Fünftausend Dollar im Monat! Eine Haushaltshilfe wäre ihm billiger gekommen. Mit Unterstützung von Father Naughton hätte sich mit Sicherheit eine mitfühlende Seele gefunden, die ihm täglich eine warme Mahlzeit zubereitet hätte.

»Bestens!« Mit diesem Ausdruck der Zufriedenheit beendete der Anwalt das Gespräch und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die auf dem Schreibtisch ausgebreiteten Papiere.

Es sei nicht nötig, ihn ins Haus zu begleiten, wollte sich Henry vor der Tür verabschieden. Michael ließ sich jedoch nicht zurückweisen.

In der Halle herrschte ein lebhaftes Durcheinander. Eine Vollversammlung, mutmaßte Henry, oder gar ein Protest? George bemerkte ihn, winkte und ließ John mitten im Gespräch stehen. George stand die Aufregung wie eine Totenmaske im Gesicht.

William sei um Haaresbreite mit dem Leben davon gekommen, erzählte George. Der Streit mit Ray Chestnut sei eskaliert und Ray hätte William zum Duell gefordert.

»High Noon?« fragte Henry in Anspielung auf die Tageszeit.

»Du bist ein Ignorant«, antwortete George und ging.

»Ich frage die Anstaltsleitung!«, rief Henry ihm hinterher. George winkte unwirsch ab.

Henry schob sich durch die Reihen bis zu Schwester Jessica. Michael folgte ihm widerspruchslos, was Henry in gelöste Stimmung versetzte. Von Jessica erfuhren sie, was sich während ihrer Abwesenheit abgespielt hatte: Es ging um Ray. Ständig verlegte er sein Hörgerät und niemals wusste er, wo er die Ersatzbatterien aufbewahrte. Den wohlgemeinten Rat, den Stöpsel im Ohr zu lassen, tat Ray mürrisch ab: Er brauche den Apparat doch nur, wenn es etwas zu hören gebe. Dahingegen behauptete William, kein Mensch könne so zerstreut sein wie Ray vorgab; alles sei reine Schikane, wenn Ray die Lautstärke des Fernsehgerätes aufdrehe, zumal der zweite Ton von nebenan häufig nicht zu dem Programm passte, das William eingeschaltet hatte. Stellt euch vor, habe William sich beklagt, Humphrey Bogart sagt soeben zu Ingrid Bergman ›Schau mir in die Augen, Kleines«, und im Hintergrund blökt Fred Gwynne als Herman Munster sein schauriges Lachen.

»Ich sollte nicht tratschen«, unterbrach sich Jessica. »Wir

machen uns die Arbeit nur unnötig schwer, wenn Sie sich untereinander nicht vertragen.«

»Nicht so schamhaft«, sagte John. »Die offizielle Version ist mir lieber als die unbestätigten Gerüchte bei Tisch.«

Die Wahrheit liege immer irgendwo in der Mitte, warf Henry ein, darum sei diese Feststellung auch so verbraucht wie das Filmzitat von William.

Wie häufig, wenn zwei Männer aneinander gerieten, sei eine Frau im Spiel, fuhr Jessica fort.

Henry entging Jessicas unterschwellige Verlegenheit nicht. Zu beiläufig klang ihre Feststellung. Entweder hatte sie in dieser Hinsicht bereits schlechte Erfahrungen gemacht oder sie sehnte sich danach, wie sich Männer um ihre Gunst prügeln. Ihre zum Biedereren neigende Kleidung wäre dann lediglich der Schutz, die Angst vor der eigenen Courage.

Bei dem Streit zwischen Ray und William gehe es vermutlich eigentlich um Betty Owens, meinte Jessica. Darum seien die regelmäßigen Tanzveranstaltungen von der Hausleitung abgeschafft worden. Quasi als vorsorgliche Maßnahme. Jefford dulde keine Liebeleien unter seinem Dach.

»Liebschaften seien ekelhaft, sagt Jefford«, mischte sich John wieder ein. »Emily hat es mir erzählt - im Vertrauen.«

Jessica schien das Thema unangenehm zu sein. William und Ray seien sich in die Quere gekommen, immer bei Betty um den einen Schritt des Einen vor dem des Anderen, um sie zum Tanz zu bitten.

»Verständlich«, sagte John. »Wer möchte schon gerne als Letzter bei Amy landen?«

Jessica reagierte genervt. Wie dem auch sei, William hatte sich heute zum hundertsten Mal bei Ray über die Lautstärke des Fernsehgerätes beklagt und Ray war über diese Beschwerde vor Zorn außer sich gewesen. Er hatte einen silbernen Colt aus seiner Waffensammlung von der Wand genommen und William

bedroht. »Jetzt lasse ich dich tanzen«, hatte Ray gebrüllt und auf Williams Beine gezielt. William hüpfte vor Schreck über den Gang und verpasste seine offen stehende Zimmertür. Dann war George durch den Lärm neugierig geworden auf den Gang gekommen und zwischen Ray und William geraten. »Nicht schießen«, brüllte George. Erst das beherzte Eingreifen von Schwester Maryann brachte George aus der Schusslinie.

»Sie hat Ray – äh – angemacht, um ihn abzulenken«, behauptete John.

»Hat sie die Knöpfe ihrer Bluse geöffnet?« fragte Henry, ohne jemanden direkt anzusprechen.

»Sie sind ein Ferkel, Mr. Bancroft«, sagte Jessica und ging.

Henry war über Jessicas Offenheit verblüfft. Er gewann zwar seine Fassung schneller zurück als John, aber der riet ihm, er solle sich bloß nicht bei Jefford beschweren, wenn er sich nicht dem Vorwurf der üblen Nachrede aussetzen oder dafür verantwortlich sein wolle, wenn Jessica wegen ihrer Bemerkung gefeuert und dafür ein alter Drachen eingestellt würde.

Henry verspürte keine Lust, weiter mit John über den Vorfall zu spekulieren, wie er sich im Einzelnen abgespielt haben könnte, zumal er sich erinnerte, dass er Michael einfach stehen gelassen hatte. Er speiste John mit einem Gemeinplatz über verdrehte Wahrheiten und die Ohnmacht des falsch Verstandenen ab, dem seine Erklärungen nicht geglaubt wurden. Während John noch nach einer passenden Antwort suchte, entdeckte Henry Michael, der jetzt bei Jessica stand.

»Du bist von netten Frauen umgeben«, stellte Michael fest, als Henry die beiden erreichte.

»Er muss sich die Freude mit dreiundzwanzig anderen teilen«, entgegnete Jessica. »Ob das so erstrebenswert ist?«

»Ich wollte sagen...«, begann Michael und hielt inne.

»Sie brauchen sich für Ihr Kompliment nicht zu rechtfertigen, Mr. Bancroft.«

Verlegen blickte Michael auf seine Armbanduhr. Zu sich selbst sprechend erwähnte er eine geschäftliche Verabredung.

»Sie haben doch einen Grund, wiederzukommen«, sagte Jessica. »Wir würden uns jedenfalls freuen.«

Michael ergriff ihre zur Verabschiedung ausgestreckte Hand. Für einen Händedruck hielt er sie zu lang.

»Sie können sie nicht mitnehmen«, lächelte Jessica.

»Nein«, antwortete Michael mechanisch. Er wandte sich zum Gehen, hielt in der Drehung inne, als gäbe es noch etwas zu sagen, überlegte es sich anders und ging mit schneller werdenden Schritten zum Ausgang.

»Ihr Sohn hat sich nicht von Ihnen verabschiedet«, bemerkte Jessica.

»Nur äußerlich«, brummte Henry. »Ich muss vor dem Essen noch die Tüte hier auf mein Zimmer bringen.«